

Thema: Steinbruch St. Margarethen

Autor: Derek Weber

CLIP
media
service

Das Populärste für den Steinbruch

In St. Margarethen im Burgenland wird „Die Zauberflöte“ gespielt.

DEREK WEBER

ST. MARGARETHEN. Die „Zauberflöte“ ist wohl bestens geeignet für Festivals, die auf (sichere) Einnahmen schauen müssen. Außerdem geht das populäre Vorurteil in der Theaterwelt herum: Was da gespielt werde, sei eh klar. Ist es aber nicht, wie der weiß, der sich mit Zauberflötenmusik und -text ein wenig genauer auseinandersetzt. Um dieses Gefühl zu verstärken, hat es sich eingebürgert, Emanuel Schikaneders Text gehörig zu bearbeiten, zu verändern oder gar – um Sarastro zu zitieren – zu „zernichten“.

Zugegeben, Schikaneders Wortschwall muss man irgendwie bändigen. Für unsere schnelllebige Twitter-Zeit redet etwa Papageno zu viel und zu lange. Aber was jetzt bei der „Zauberflöte“ im Römersteinbruch von St. Margarethen geschieht, tut des Guten zu viel. Dass man die Rolle des Vogelfängers einem Schau-

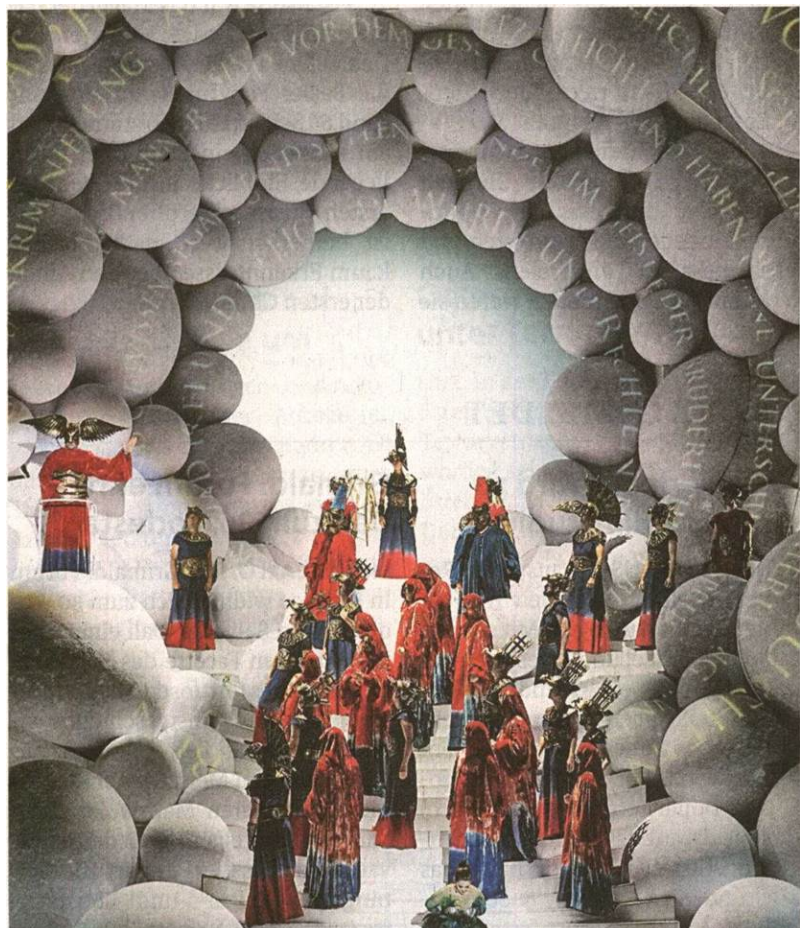
spieler (Max Simonischek) übertragen hat, mag man noch verschmerzen, auch wenn man davon ausgehen kann, dass Schikaneder ganz gut singen konnte. Dass er aber so schwadronieren muss, dass die Steine krachen, ist schon weniger schön und kommt aus der untersten Schublade eines sich anbietenden Populismus.

Es wird auch musikalisch verändert, was das Zeug hält, besonders beim Priesterduett. Und irgendwie wird man den Eindruck nicht los, dass das etwas mit der Tatsache zu tun hat, dass Cornelius Obonya, hier mit Carolin Pienkos regieführend, vom Schauspiel kommt, wo man mit Texten viel freier und rigorer umspringt.

Es gibt auch gute und überraschende Einfälle, zum Beispiel den, dass die drei Knaben auf Segways über die Bühne wieseln und dazu ihren Text singen. Sie tun das vor einer allgegenwärtig hohen und massiven weißen Wand aus übergroßen halben Tennisbällen (Raimund Bauer). Dass die Königin der Nacht (etwas schrill: Danae Kontora) ihre

zweite Arie von hinten oben singt, macht sie eher kleiner als mächtiger. Der Tamino Attilio Glasers fällt durch prononciert-kraftigen und im hohen Register fast heldischen Stimmeinsatz auf. Überzeugt haben neben den Bässen (voran Luke Stoker als Sarastro) vor allem Ana Maria Labin als Pamina und Keith Bernard Stonum als Monostatos, der die überschnittigen Tempi des Dirigenten Karsten Januschke weitgehend neutralisierte.

Über das Orchester der Budapester Philharmonischen Gesellschaft wollen wir uns wegen der nicht immer optimalen Tonverstärkung vorsichtig positiv äußern. Eher negativ wirken die nichtssagenden Breiwandkostümshows des Chors (Kostüme: Gianluca Falaschi), wenn sie auch einen guten Kontrast liefern.



Kugeln begrenzen das Reich des Sarastro.

BILD: SN/OPER IM STEINBRUCH